

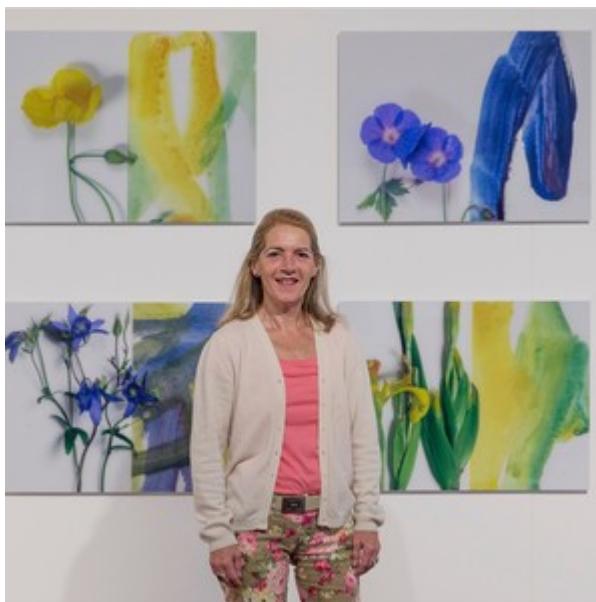
mittelbayerische

Kultur

Artikel vom 21.09.2014, 15:23 Uhr

Live dabei, wenn die Welt entsteht

Komplexe Mischwesen aus Fotografie und Malerei bevölkern Maria Maiers wunderbare „Blütezeit“-Ausstellung in der Städtischen Galerie in Regensburg.



Maria Maier zeigt in der Städtischen Galerie Regensburg Arbeiten unter dem Titel „Blütezeit“. Foto: altrofoto.de

Von Helmut Hein, MZ

Regensburg. Als die Fotografie als neues visuelles Medium sich Mitte des 19. Jahrhunderts rasch durchzusetzen begann, reagierten viele Maler zunächst panisch. Würde ihr Metier überflüssig, würde die bildende Kunst aussterben? Nein, sie hatte nur ihr Privileg der Abbildung und (Re-)Präsentation der Realität verloren. Sie musste sich ändern. Das tat der Malerei gut. Die ganze Geschichte der Moderne, nicht nur Impressionismus und die diversen Spielarten der Abstraktion, verdankt sich dem Wissen, dass es jetzt, vom Porträt übers Stillleben bis zur Landschaftsdarstellung, eine Alternative und einen Rivalen gibt.

Die Malerei ist bekanntlich nicht ausgestorben. Auch die Fotografie verschwand nicht, obwohl es in ihrer Geschichte ebenso Phasen der Desorientierung gab, in denen Fotografen plötzlich Maler sein wollten und das ältere Medium nachahmten, um seriös, kunstfähig zu werden. Man nennt diese Identitätsstörung Piktoralismus.

Ein komplexes Bild der Realität

Warum das hier erzählt wird, wo es doch um die neue, große Maria-Maier-Ausstellung in der Städtischen Galerie geht? Weil seit einiger Zeit die Grenzen zwischen den Genres zu

verwischen scheinen. Die erregendsten, aufschlussreichsten Bilder sind oft Hybride, Medienzwitter, rätselhafte Mischwesen aus Fotografie und Malerei. Und zu den Protagonistinnen dieser Bewegung zählt zweifellos Maria Maier. Ihre Arbeiten, die auf den ersten Blick schön und in ihrer Präsenz unanfechtbar sind, verdanken sich aufwendiger Forschung und einer konstruktiven Anstrengung. Das, was man zu sehen bekommt, ist – wie immer in der Malerei, aber hier noch deutlicher – nicht einfach die Wirklichkeit, der sich der Künstler mimetisch nähert, sondern ein komplexes Bild der Realität, das sich der schöpferischen Fantasie verdankt. Was der Maler zeigt, gab es (so) vorher noch nicht. Der kreative Akt verdoppelt nicht die Wirklichkeit, sondern verschiebt und erweitert sie.

Die Einsamkeit in Irland

Aber wieso Blumen, Blüten? Steht die Blume als Motiv nicht von vornherein unter Kitschverdacht? Landet man nicht zwangsläufig bei einer Form von Schönheit, die so „süß“ ist, dass sich der gleichzeitige Genuss einer Essiggurke empfiehlt, damit nicht alles verklebt? Keineswegs. Die Schönheit(en) der Maria Maier gilt es erst noch zu erkunden, kitschfern ist sie auf jeden Fall.

Ohnehin ist der Künstler, wenn er etwas taugt, dem Motiv gegenüber gleichgültiger als das Publikum meint. Maria Maier erklärt ihre „Blütezeit“ mit einem lebensgeschichtlichen Zufall. Sie verbrachte im Sommer 2011 sechs Wochen in Irland. Eins der zahllosen Stipendien, die heutzutage Künstler durch die Welt verschicken, ohne dass diese sich ihren Bestimmungsort aussuchen könnten. In der weiten, man könnte auch sagen verlorenen irischen Landschaft gab es nichts, außer eben Natur, Blumen, Blüten. Jeder Künstler arbeitet mit dem, was er vorfindet; immer und überall. So auch Maria Maier, die sich der irischen Einsamkeit durch Tag- und Nacharbeit entzog.

Der Schönheit auf den Grund gehen

Das Motiv war Nebensache, das Verfahren entschied. Und ständig kommen natürlich bei Maria Maier ihre großen Fragen ins Spiel, die nach Farbe, Form, Struktur. Das Verfahren nähert sich dabei dem der Chipherstellung in einer Halbleiterfabrik. Nicht ein Arbeitsschritt, sondern viele, nicht eine Schicht, sondern mehrere, die sich überlagern und durchdringen.

Bei Maria Maier ist es ja nicht so, dass sie zunächst fotografiert und dann dem so entstandenen Bild einen malerischen Kommentar oder eine sinnfällige Ergänzung hinzufügt. Bei ihr sind die drei Dinge, die bei der Bildproduktion eine Rolle spielen, permanent vorhanden: In diesem Fall also die realen Blumen/Blüten, deren physische Präsenz sich freilich allmählich auflöst, die verrotten und so das Zeitvergehen, das bei Maria Maier immer wichtig ist, anzeigen, die Malerei und die Fotografie. Und zwar in wechselnden Kombinationen: zunächst das Sammeln und Arrangieren des floralen „Materials“, dann dazu die Malerei als Kontrast und frühe Abstraktion; und schließlich das fotografische Erfassen dieses Ensembles, das aber eben noch nicht den Endpunkt bezeichnet, vielmehr den Anfang.

Suche nach der Ur-Blüte

Denn diese vorläufige Einheit wird in einem langen Prozess weiterverarbeitet, wobei zunehmend rein formale Erwägungen – die Wahl des Formats, die Stimmigkeit der jeweiligen Farben – entscheidend werden. Am Ende hat man in einem Bild die – nein, nicht reale, sondern fotografisch festgehaltene Blüte; auch wenn die pralle Präsenz diese erste Mediatisierung manchmal vergessen macht; und den malerischen Erkenntnisakt, der den Blüten, aber auch der Schönheit, die sie verkörpern, auf den Grund geht.

Fast eine Spielart des Kubismus, nur eben anders, als man ihn gewohnt ist; und eine Fortsetzung der platonischen Ästhetik, die nach der Idee der Dinge sucht, gleichsam nach der Ur-Blüte, die in allen Blüten sich zeigt, wenn auch verschmutzt, als deren Kern sich aber, in einem zweiten Schritt der Abstraktion, die Schönheit erweist. Es sind wunderbare Arbeiten. Man hat das Gefühl, man sei „live“ dabei in Platos Labor, wo gerade unsere sinnliche Welt aus reinen Formen entsteht. Wichtig ist, wie oft bei Maria Maier, das Serielle, die Wiederkehr. Man sieht mehr, wenn man nicht nur einmal sieht.

Fast schon Meditationen

Mehr als nur „ergänzt“ wird die „Blütezeit“ durch ältere Kleinformat, die einem klar machen, wie wichtig der (leere) Raum für Schönheit und Erkenntnis ist. Das Wesen der Welt nähert sich da filigranen Tupfen und Strichen, die sich manchmal heftig-gestisch verdichten (und dann von ferne an „Cobra“- und „Spur“-Anfänge erinnern; vor allem Asger Jorn hat ja die junge Maria Maier beeindruckt) und dann wieder pure Kalligraphie sind, die Schrift der Dinge, fast schon asiatische Meditationen.

Wichtig bei dieser Ausstellung ist auch die Hängung; die Künstlerin selbst hat in einem abschließenden Arbeitsschritt ihren Bildern die letzte Form und Intensität (im Auge des Betrachters) gegeben. Sie folgte dabei der Einsicht, dass „weniger mehr ist“, dass die Arbeiten, um sich zu entfalten, Raum brauchen; und dass auch die Konzeption einer Ausstellung kompositorischen Prinzipien folgen muss, also der dynamischen Trias Form, Farbe, Struktur.

Katalog zur Ausstellung

Die Sonderausstellung ist bis zum 9. November in der Städtischen Galerie im Leeren Beutel, Bertoldstraße, zu sehen; Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag und Feiertage 10 bis 16 Uhr. Ein Katalog dazu ist in Zusammenarbeit u.a. mit dem Stadtmuseum Herzogskasten Abensberg erschienen.